Doppelleben.

Ein Roman in zwei Bänden von **Wilhelm Jensen.**

(5. Fortsetzung.)

Anna winkte ihm aus der Ferne mit ihrem Sonnenschirm entgegen, doch er gewahrte es nicht, denn gleichzeitig kam von dem Schiff her, das er in Augenschein nahm, Jemand auf ihn zu und sprach ihn an; ein junger Matrose, dessen Blicke suchend umhergegangen waren, offenbar nach einem Menschen, bei dem er eine Erkundigung einziehen könne. So konnte er auf dem leeren Platz nur an Johannes Schmid gerathen, der indeß, wie Anna sah, zu einer an ihn gestellten Frage den Kopf schüttelte. Sie war nahe genug herangekommen, um zu unterscheiden, daß der junge Seemann ein Ausländer sein müsse; seine südlich in bräunlichen Ton fallende Gesichtsfarbe und das dunkle Haar ließen nicht Zweifel darüber. Auch seine Schiffertracht zeigte etwas anderen Zuschnitt, als die an deutschen Küsten übliche, stand ihm jedoch, in losem Fall den schlanken Hals und ein sonnverbranntes Stückchen der Brust freilassend, vortrefflich. In der Gesammtheit seiner Gestalt und seines Gehabens lag etwas Fremdartiges, doch anmuthig Gewinnendes, eine heiter-kecke Sorglosigkeit, die indeß anderen Ausdruck als den der gewöhnlichen Matrosenzuversichtlichkeit trug. Sie war augenscheinlich nicht erst vom Seemannshandwerk geschaffen, sondern eine angeborene Eigenschaft, die Forterhaltung einer schon mit ihr begabt gewesenen Kindernatur. Und von einem großen Knaben besaß der Fremdling trotz seinen etwa achtzehn Jahren überhaupt noch viel. Er mochte körperlich von mannhaft kräftiger und gewandter Art sein, aber über seine Züge, sein Mienenspiel und seine Bewegungen lag dennoch etwas Weiches hingegossen, das nur aus dem ungetrübt gebliebenen Cristallquell eines volljugendlichen Gemüthes fließt. Anna Lundmark gelangte jetzt so dicht herzu, daß sie ebenfalls an seiner Sprache den Ausländer erkannte. Er suchte zwar deutsch zu reden, und in sehr gebrochener Weise gelang es ihm auch, sich verständlich zu machen. Doch eben um diesen Gegenstand drehten sich seine Fragen; er wollte gern besseren Unterricht in der deutschen Sprache haben und erkundigte sich bei Johannes Schmid, ob derselbe ihm nicht den Weg zu einem solchen Lehrer für ihn zeigen könne. Auch hierin, in diesem Angehen des ersten Besten mit derartigem Begehren, that sich eine kindlich weltfremde Unbefangenheit kund, wie nicht minder in seinem zuversichtlichen Befragen: „Ich will bezahlen das Lehre." Es klang drollighübsch von seinen frischen Lippen, jedoch Johannes Schmid schüttelte immer wieder den Kopf mit der Antwort, daß er Niemanden dafür kenne. Nun indeß drehte er sich überrascht um, denn hinter ihm klang die Stimme Anna Lundmarks und sagte etwas, das ihr sofort durch ihren für ihn bedachten Sinn gegangen: „Möchten Sie denn nicht selbst den gewünschten Unterricht geben? Sie könnten es sicherlich doch so gut wie ein Anderer."

Der unvermuthet von rückwärts Angeredete entgegnete freudig erstaunt.

„O, Fräulein Anna — Sie sind es — und ich sollte — Sie glauben, ich könnte? Daran hätte ich gar nicht gedacht — Sie sind immer wie ein — ein hilfreicher Genius —"

„Die Hilfe brauchten Sie nicht, wenn Sie nicht immer viel zu bescheiden von sich dachten," erwiderte sie.

Allein sie ward unterbrochen, denn der junge Seemann hatte die Augen groß auf sie gerichtet und sagte in seinem unbeholfenen Deutsch mit komischer Aussprache:

„Ja, das Alemania — ich in Deutschland. So hab' gedacht eine deutsche doncella. Bist Du eine deutsche Mädchen?"

In seinen Augen glänzte eine jugendliche Freudigkeit, Anna nahm überrascht dabei gewahr, daß dieselben nicht, wie das Haar es vermuthen ließ, schwarz oder braun, sondern von einem tief dunklen Blau waren; Johannes Schmid aber, der sich die Frage überdacht hatte und zu der Erkenntniß gekommen war, daß er im Begriff gestanden, etwas für seine Lebensnothdurft Einträgliches unbedachtsam von sich abzuweisen, fiel, seine neue Lehrmeisterthätigkeit damit beginnend, ein:

„Sie müssen nicht sagen: „Bist Du," sondern: „Sind Sie". „Du" spricht man nur zu den Kindern im Deutschen."

„Oh, ich gedacht, zur nina sagte man Du —"

Was das sei, verstanden die beiden Zuhörer nicht, nur hatte ein lächelnd einnehmender Zug um die Lippen des Antwortenden besagt, es könne nichts Häßliches bedeuten oder ein Ausdruck von Geringschätzigkeit sein. Johannes Schmid äußerte nun seine Bereitwilligkeit, den Sprachunterricht zu übernehmen: „Wenn Fräulein Anna meint, daß ich dazu im Stande bin, und — ja — ich meine — wenn Sie wirklich Nutzen davon gehabt haben, dann könnten Sie ja nachher wegen einer kleinen Entschädigung für meine Zeit — ich habe nicht so sehr viele übrig, Herr — ich weiß nicht wie ich Sie anreden darf —"

Die Anrede „Herr" paßte allerdings eigentlich durchaus nicht für den jungen Ankömmling; nicht um seiner Matrosenkleidung oder seiner Jugendlichkeit willen, aber der Begriff deckte sich so in nichts mit seiner Erscheinung und seinem Wesen, daß Anna Lundmark das Wort aus dem Munde Johannes Schmids geradezu komisch klang. „Herr" benannte man die jungen feingeschniegelten, wichtig oder galant redenden Kaufleute der Stadt, und es war in Allem kein größerer Gegensatz denkbar, als zwischen ihnen und dem hier vor ihr Stehenden. Dieser erwiderte jetzt: „Ich heiße da Selva, Manuel da Selva," und sein neuer Lehrmeister, der sich dennoch der Ansprache „Herr da Selva" nicht enthalten konnte, fragte, ob es ihm genehm sei, daß er ihm seine unweit entfernt belegene Wohnung zeige. So gingen sie, die Zeit einer täglichen Stunde verabredend, am Hafen entlang, und naturgemäß wanderte das Mädchen neben ihnen mit fort.

Manuel da Selva war sichtlich sehr vergnügt, das Ziel seines Wunsches so schnell gefunden zu haben; mit lebendiger Aufmerksamkeit sah er umher, betrachtete alles ihm unverkennbar Fremde, zum ersten Mal von ihm Gewahrte. Dann sagte er einmal, halb lachend und mit der Hand vor sich hindeutend: „O, pequenito — klein, klein!" Sie waren an die wallartige Bodenerhöhung gelangt, auf der die Behausung Annas und Johannes Schmids stand, vor der ein Rest alter Anlagen erhalten geblieben, und in dieser hatten sich einige Spätlinge der sommerlichen Schmetterlingswelt eingefunden, um sich noch in den September-Sonnenstrahlen zu tummeln. Wie ein Goldblatt flatterte ein Citronenfalter und ein wenig blasser, ein zweiter seiner Art mit ihm; sie spielten umeinander und tanzten fröhlich zusammen in dem warmen Lichtglanz umher. Dann kam es wie ein schwebender Schatten daher und gesellte sich zu ihnen, auch der letzten Herbstlinge einer, ein Trauermantel mit tiefdunklen Sammetschwingen. Darauf wies die Hand Manuels da Selva: „Klein—klein!" und es besagte offenbar, daß er an den Anblick größerer Schmetterlinge gewöhnt sei. Doch er fügte gleich nach, er freue sich so, daß er nun in Deutschland hier gehe, wie er sich's von Kindheit auf vorgestellt und oftmals im Traume gesehen. Die Freudigkeit seines Gesichtes trug zum Verständniß seiner untermischten deutschen und fremden Worte bei; die letzteren mußten spanische oder portugiesische sein. Johannes Schmid hielt nun an, indem er auf den Hauseingang zeigte und noch die Treppenzahl bis zu seiner Stube hinauf angab; Anna Lundmark blieb ebenfalls, die Hand auf den Thürdrücker legend, stehen. Der junge Seemann blickte sie bei ihrer Armbewegung an und fragte: „Wohnst Du auch—oh con perdon, ich sprechen schlecht—wohnt Sie auch mit in das Hause?" Das machte sich so drollig, daß Anna lachen mußte, während sie, mit dem Kopf nickend, „Ja" antwortete, und darauf lachte und nickte er ebenso. Dann stand sie noch eine Minute lang lang auf dem Flur mit ihrem Hausgenossen, der zurückschauend meinte, ihm komme der Fremdling wie ein verflogener Vogel vor, welcher sich in seinem Nest nicht heimisch gefühlt und von dem Trieb gefaßt worden, in die Welt hinauszuflattern, um sich umzusehen, ob es ihm nicht irgendwo besser gefalle. Aber ein gar harmlos frohsinniger, lieber Vogel scheine er in seinem anmuthigen ausländischen Gefieder, und „ich bin Ihnen so sehr dankbar, Fräulein Anna, daß Sie mich darauf gebracht haben — mir wäre es nicht eingefallen — doch es wird mir viel Freude machen, wenn ich wirklich die Fähigkeit dazu habe, ihn besser deutsch sprechen zu lehren. Ich will gleich über eine Unterrichtsmethode nachdenken, vor einiger Zeit habe ich zufällig bei einem Trödler ein kleines spanisches Taschenwörterbuch gesehen, das er wohl billig hergibt."

Wie Anna sich zu ihrer Mutter in's Wohnzimmer hinüberbegab, fiel es ihr nicht schwer, das Geheimniß in Bezug auf Silvana zu behüten. Es dauerte sogar geraume Zeit, eh' ihr in's Gedächtniß kam, zu erzählen, daß sie am Nachmittag den Onkel Detlev besuchen gewollt, daß sein Haus jedoch zugeschlossen und er, wie gesagt worden, für den ganzen Winter verreist sei. Sie wunderte sich ein wenig, daß ihre Mama kein Erstaunen darüber an den Tag legte, sondern nur erwiderte: „Den ganzen Winter? Das ist ja gut, Kind." Und als das Mädchen frug: „Der Onkel Detlev ist manchmal so wunderlich, meinst Du deshalb?" entgegnete Hedwig Lundmark kurz: „Ja, Du weißt, mir ist am liebsten, wenn wir den Winter hindurch ruhig für uns leben können, ohne von außen Besuch zu erhalten."

Diesem Wunsch lebte die Sprecherin, nur im Denken an ihren abwesenden Gatten und im Harren auf die Rückkunft desselben, ganz nach, und die Tage gingen in der That äußerst still-gleichmäßig durch das Haus. Dem Begehren der Frau Hedwig mochte das am besten entsprechen, doch für einen jungen Mädchensinn war es recht einförmig. Anna war kein Kind mehr, um in ihrem Zimmer zu spielen, sie besaß keine Freundinnen, mit denen sie gern verkehrt hätte, und den ganzen Tag lang zu lesen, war doch auch nicht möglich. Am inhaltreichsten verliefen ihr die Stunden, die sie droben in der nautischen Kammer ihres Vaters mit Johannes Schmid verbrachte; er klopfte stets bald an die Thür, wenn er ihren leichten Schritt vorüberkommen gehört, und trug zumeist etwas eben Geschriebenes in der Hand, doch nicht von seine auf Bestellung gelieferten Geschäftswaaren, sondern von der anderen Art, in der keine alten Götter und klassische Helden auf breittönigen Versfüßen einherstolzirten.

„Ich danke, Fräulein Anna, der junge Herr da Selva kommt getreulich jeden Tag, es geht sehr gut, obgleich es recht schwierig ist, da wir kein gutes portugiesisches Wörterbuch haben; ich glaube, Sie würden sich wundern, wenn Sie ihn hörten, wie viel geläufiger er sich schon ausdrücken kann. Die Begabung zum Deutschlernen muß in ihm sein, ich thue eigentlich nichts dazu. Er ist ein lieber Mensch, ich habe noch niemals vorher einen solchen jungen Mann gesehen; er hat fast etwas — ja wahrhaftig, er kann an die liebe Fee erinnern, wie ich sie mir vorstelle—wenn die eine Jünglingsgestalt hätte, könnte sie so sein. Nur in einem geht es doch nicht besonders mit der Lehrstunde, es ist immer ein bischen viel Gelärm drunten nebenan, und in meinen Lattenverschlag kann ich den jungen Herrn doch auch nicht gut heraufführen. Da habe ich gedacht — diese Kammer wird ja von Niemanden benutzt, als von Ihnen, Fräulein Anna, — ob Sie vielleicht erlauben würden, daß ich den Unterricht hier gäbe? Und falls Sie nichts dawider hätten, wollte ich noch bitten, da meine Bibliothek sehr klein ist, wenn Sie uns etwa ein geeignetes Buch zum Lesen leihen möchten, denn das bringt am besten in einer Sprache vorwärts."

Es war überraschend, wie ohne Stokken und gewissermaßen zuversichtlich Johannes Schmid das vorgebracht hatte, obgleich es zwei Ansuche zu seinem eigenen Nutzen und Vortheil enthielt, etwas, das sich völlig fremdartig und unglaubhaft in seinem Munde ausnahm. Doch Anna willigte selbstverständlich gern in Beides ein; es bekümmerte sich ja in der That den Winter hindurch Niemand um den Raum hier oben, und sie besaß freie Vollmacht, zu einem nützlichen Zweck über ihn zu verfügen. Höchstens erwuchs ihr selbst eine Beschränkung daraus, doch fiel es ihr nicht schwer, während der Lehrstunde auf die Kammer zu verzichten, und die Frage, welches Buch sich zu dem Behuf eignen würde, bildete das Wesentlichste zum Bedenken. Damit beschäftigte sie sich am Nachmittag vor ihren Büchern; sie trug durch ihre Wahl in gewisser Weise doch zu der Weiterbeförderung des jungen Fremden im Erlernen des Deutschen bei und hatte deshalb eine Pflicht, reiflich vorher zu überlegen, was denn wohl das Passendste dafür sei. Jedenfalls mußte es ein Buch sein, welches sein Interesse erweckte, aber das konnte sie ja auch wieder nicht beurtheilen, da sie ihn nicht kannte, und so manchen Band sie in die Hand nahm und darin blätterte, kam sie zu keiner Entscheidung. Auch am nächsten Tag war sie nicht dazu gelangt, als ihr plötzlich einfiel, daß die Unterrichtsstunde schon begonnen haben müsse, ohne daß sie ihrer Zusage nachgekommen. So ergriff sie eilig ein Büchlein, das sie erst vor Kurzem zum Geschenk erhalten und in dem sie selbst erst Weniges gelesen, doch hatte dies ihr mit seinem eigenen Ton besonders zum Herzen gesprochen. Es war „Die Bibliothek meines Oheims" von Rudolf Töpffer, mit Randbezeichnungen von der Hand des Malers und Dichters versehen; damit stieg sie rasch die Treppen hinauf. Sie war nicht gewöhnt, droben an der Kammerthür anzuklopfen, dachte deshalb auch jetzt nicht daran und stand ein wenig befangen, als sie beim schnellen Oeffnen Johannes Schmid und seinen Schüler drinnen bereits vor sich sah. Der Letztere sprang von seinem Stuhl auf, reichte ihr freudig wie einer alten Bekannten die Hand entgegen und rief dazu: „Oh, das hübsch ist, daß Nina auch kommt hier." Es klang wirklich schon mehr in deutschem Tonfall, als am ersten Tag, und dem Mädchen das fremde Wort dazwischen, als ob es ihren Namen bedeuten solle. „Heißt Anna in Ihrer Sprache Nina?" fragte sie unwillkürlich. Er wiederholte: Anna? Das ist Ana." — „Was heißt denn Nina?" — „Nina?" Er schüttelte den Kopf—„Ich weiß nicht auf Deutsch." Das kleine Wörterbuch gab darüber auch keine Auskunft, übertrug das Wort nur mit „Mädchen"; aber ein sonnenhaftes Lachen in Manuels Augen und um die weichen Knabenlippen sagte wieder, es es bedeute nichts, was sie kränken würde, wenn sie es verstände. Nun reichte sie das Buch an Johannes Schmid und machte eine Bewegung, die Kammer wieder zu verlassen, doch er fragte schnell in einem nicht stotternden, sondern unruhigen, halb bekümmerten Ton: „Wollen Sie schon fortgehen, Fräulein Anna? Ich hatte gedacht, Sie hörten ein wenig zu, ob Herr da Selva wirklich Nutzen von meinem Unterricht gehabt hat und haben kann. Das würde mich sehr beruhigen, wenn Sie es mir sagen könnten. Ich verstehe mich noch so wenig darauf, und aus Ihrem Munde klingt unsere Sprache natürlich viel hübscher — ich hätte Sie gern gebeten, mir ein bischen zu helfen, selbst einmal aus dem Buche laut zu lesen. Sie haben ja brunten doch nicht den ganzen Tag lang Nothwendiges zu thun, und hier wäre ein Armsessel, in dem Sie den Vorsitz in der Schule führen und uns Beiden Zeugnisse austheilen könnten." Der Sprecher rückte hurtig den bezeichneten Sessel heran; es war Anna Lundmark zugleich komisch und anlockend wie ein unterhaltendes Spiel. Vor einem Jahr hatte sie selbst noch in der Schule gesessen, und nun sollte sie eine Lehrmeisterin vorstellen. Aber drunten lag ihr ja wenig zu thun ob, und wenn sie wirklich im Stande war, hier einmal mit etwas zu nützen, so konnte sie ein Stückchen ihrer vielen überflüssigen Zeit und des einförmig langen Tags nicht besser anwenden. Sie setzte sich und suchte die würdevolle Miene einer Schulvorsteherin anzunehmen, doch gelang ihr dies nur ein paar Augenblicke lang; dann mußte sie lachen. Und Manuel da Selva lachte ebenfalls: „Ich fürcht' sehr und werd' lernen gut, wenn Nina ist Lehrerin."

Anna Lundmark begab sich seit dem ersten Mal an jedem Tag mit zu der Lehrstunde hinauf; es war selbstverständlich, man wartete droben auf sie, begann nicht, ehe sie kam. Unverkennbar hatte Johannes Schmid recht gehabt, ihre Anwesenheit förderte überraschend den Lerneifer und die Fortschritte des jungen Schülers. Wenn sie vorlas, sah er auf ihre Lippen und sprach dann das von diesen gekommene Wort in ihrem Tone richtig nach. Sie lobte und tadelte; mit zerknirschter Miene hörte er das Letztere an, brachte absichtlich—ein leiser schalkhafter Zug um den Mund deutete es an — nochmals Falsches vor, und sie schalt wieder. Dagegen suchte er sich zu rechtfertigen; so wechselten sie hin und her und lachten plötzlich, ohne zu wissen, worüber. Kinderart war's und darum die ihrige, denn Beide waren gleiche, nach Spiel und Fröhlichkeit trachtende große Kinder. Sie erkannten sich als solche und jedes fühlte in sich am andern, daß er keine Würde zu behaupten strebe und zu bewahren habe. Die Anrede „Herr" zu gebrauchen, fiel Anna nicht möglich, und sie hatte einmal gefragt, wie jenes in seiner Sprache heiße. — „Senor."—Nun nannte sie ihn „Senor Manuel", doch er schüttelte den Kopf: „Man sagt nicht Senora Nina," und sie sprach ihn seitdem „Manuel" an, wie es eigentlich von vornherein natürlich gewesen wäre, denn er war ja kein Herr, und Johannes Schmid hieß ihn jetzt auch so.

Wer er aber sei, kam nunmehr ebenfalls allmälig ihm vom Munde. Er hatte im Anfang ausweichend auf die Fragen geantwortet, erst eines sicher gefaßten Vertrauens bedurft, um seine Zurückhaltung abzulegen; nicht ohne Grund, denn er fürchtete sich vor einer Vereitelung seiner Absichten. Ohne Wissen seiner Eltern, denen er nur schriftlichen Abschiedsgruß hinterlassen, war er mit einem Segelschiff als Decksjunge in See gegangen; sein Vater befand sich zu der Zeit vom Hause fort, kehrte jedoch bald zurück, und er mußte die Abwesenheit desselben benutzen, um seinen lange gehegten Plan ausführen zu können. Sehr schwer war es ihm geworden, so heimlich von seiner Mutter fortzugehen, aber er konnte nicht anders. Sie lebte auf einer stillen Hacienda in Brasilien, eine Tagereise weit von der Küste und von der Stadt, in der er bis vor Kurzem auf der Schule gewesen, so daß er nur in den Ferien zum Besuch zu ihr gekommen.

Aber ein Advocat zu werden, wie sein Vater es wollte, fiel ihm nicht möglich; von frühester Kindheit auf hatte eine doppelte Sehnsucht in ihm gelegen, nach dem Meer und nach Deutschland, daß er seit zehn Jahren jeden Peso, den er erhalten, zusammengespart, um einmal die Reise über den Ocean hierher machen zu können. Doch er durfte nie davon reden, denn wie er es einmal gethan, war ihm von seinem Vater verboten worden, je wieder an solche Thorheit zu denken. Trotzdem hatte er es nun nicht länger ausgehalten, was er an kleinen Werthsachen von Gold und Silber besessen, verkauft und so viel zusammengebracht, daß er sich getrauen konnte, eine Zeitlang in Deutschland davon zu leben. Auf dem Schiff, das ihn hergeführt, war ein alter deutscher Matrose gewesen, von dem er unterwegs sein wenig Deutsch gelernt, denn er hatte vorher nie ein Wort davon vernommen. Aber die Sprache gefiel ihm gleich so sehr, daß sein Hauptwunsch geworden, sie besser sprechen zu lernen: das wollte er hier und danach auf einem deutschen Schiff Dienste nehmen, um Seemann zu werden. Der alte Matrose hatte immer nur ‚Du' gesagt, daher war's gekommen, daß er bei der ersten Begegnung am Hafen Nina auch so angesprochen.

Das konnte Manuel da Selva jetzt schon soweit auf Deutsch erzählen, um es seinen Zuhörern im Großen und Ganzen verständlich zu machen. Anna nahm begreiflicher Weise ein lebhaftes Interesse an seiner Mittheilung, daß er aus Brasilien stamme, und fragte, ob er nicht Bahia kenne und dort von dem Capitän Lundmark gehört habe. Doch er hatte den Namen nie vernommen, und Bahia sei eine große, weite Stadt, in der Niemand von dem Andern wisse. Außerdem war er niemals vorher, als am Tage seiner Abfahrt mit dem Schiff dort gewesen, obwohl die Stadt gleichfalls von der Hacienda seiner Mutter nicht sehr entfernt lag. Er sagte, seiner Mutter, denn sein Vater kam auch nie für lange, fast nur zum Besuch dorthin. Manuel hatte ihn nur wenig mehr in seinem Leben, seitdem er die Schule besuchte, gesehen und wußte kaum recht von ihm, was für ein Geschäft er betreibe, nur daß auch er alljährlich eine weite Seereise antreten müsse. Aus frühester Kindheit erinnerte der junge Seemann sich dunkel, daß seine Eltern noch bei Bahia gewohnt, allein dann hatte sein Vater für die mamilla das schöne kleine Landgut am Gebirgsrand gekauft. Es klang sehr weich und knabenhaft stolz zugleich, wenn er von seiner Mutter sprach, nach seinem Alter mußte sie zum Mindesten die Mitte der Dreißiger Jahre überschritten haben, aber sie war trotzdem immer noch die schönste Frau, die er irgendwo gesehen, jung und von lebhaft erregbarem Wesen, mit dunkler Lockenpracht um die Stirn und strahlenden Augen como una reina. Sein Vater liebte sie deshalb auch sehr, doch sie ihn nicht weniger, und es war stets ein heftiger Schmerz, wenn sie sich für länger von einander trennen sollten. Denn die Frauen drüben im heißen Land seien nicht still und sanft wie Nina, sondern leidenschaftlich in der Freude wie im Leid.

Manuel da Selva hatte sich ein Stübchen am Hafen gemiethet; seit seiner Vertrauenskundgabe über sein Verlassen der Heimath wußte Anna Lundmark indeß, daß er nicht allzureichlich mit Geldmitteln ausgerüstet sei, und wenn er diese aufgebraucht habe, mit einem Schiff fortgehen müsse. Das gab ihr einen Gedanken ein, den auszusprechen sie anfänglich nicht recht den Muth besaß, aber dann erzählte sie ihrer Mutter einmal von dem jungen Brasilianer, der bei Johannes Schmid Deutsch lerne, und daß ihm gewiß sehr damit geholfen sein würde, wenn er während des Winters droben in der unbenutzten Kammer wohnen dürfte. Und über Erwarten leicht sah Anna ihren Wunsch erfüllt. Es nahm Hedwig Lundmark gleich für den jungen Fremden ein, daß er aus Brasilien stammte — ihr Mann hätte sicherlich eingewilligt, demselben in einer Bedrängniß hilfreiche Hand zu reichen — und wie sie Manuel da Selva zum ersten Male selbst gewahrte, sprach ihr aus seinem Gesicht ein so sonnenhaft klares, vertrauenweckendes Knabenherz entgegen, daß es ihr selbst zu einer Freude ward, ihm mit etwas beistehen zu können. Die Magd schaffte noch am selben Tage ein Bett in die Kammer hinauf, und glücklich und dankbar nahm er die ihm angebotene neue Unterkunft an. Als Anna an dem Morgen kam, sagte er freudig: „Deine Mamilla ist auch keine Spanierin, ist auch Nina." Sie redeten sich nicht mehr wie in der ersten Zeit an, sondern nannten sich „Du," wie es zwischen Kindern natürlich war; seit wann sie dies zuerst gethan, wußten sie selber nicht mehr.

Eines Tages ging Johannes Schmid während der Lehrstunde für ein paar Minuten fort, um etwas von unten aus seiner Wohnung zu holen. Die beiden Zurückgebliebenen lasen in „der Biblothek meines Oheims" nebeneinandersitzend fort, dann deutete der Finger Manuels plötzlich auf ein Wort der aufgeschlagenen Seite. „Was meinst Du?" fragte Anna. Um seinen Mund ging ein freudiges Lächeln: „Das ist Nina— „Liebling" das heißt Nina auf deutsch— Liebling." Er wiederholte das Wort zwei Mal, froh, endlich einmal die Uebersetzung dafür gefunden zu haben, und unwillkürlich hob sich sein Arm dabei empor und legte sich vertraulich um den Nacken des Mädchens. So lasen sie weiter, betrachteten im Buch die drolligrührende bildliche Darstellung des großen Knaben, wie er in seiner jungen unverstandenen Sehnsucht zum Fenster hinausblickte. Der vorgebeugte Kopf Anna's ruhte mit einer Wange leicht an der Schläfe Manuels; Johannes Schmid kam zurück und öffnete die Thür, doch sie hörten es nicht. Lautlos blieb er ein paar Secunden lang vor der Schwelle stehen und blickte mit großen, traumhaft-seligen Augen auf das Bild am Tische; dann schloß er, ohne einzutreten, leise die Thür wieder zu und ging auf den Zehen in seinen engen, armseligen Lattenverschlag hinüber.

Sechstes Capitel.

Die „Freya" kehrte ihrer jährlichen Ordnung gemäß, der unsichtbar ausgeglätteten Spur folgend, von Bahia nach Deutschland zurück. Stille See unter wolkenlosem Blau trug sie über die Linie, gab ihr noch weit an den Wendekreis des Krebses Geleit; zur Nacht standen die Sterne des südlichen Himmels in steter Leuchtkraft am Firmament, nur mälig schräger hinabsinkend. Doch die Stirn des Capitäns Carl Lundmark war nicht von dergleichen unumwölkten Heiterkeit, oder wenn sie sich sorglosen Anschein gab, konnte sie diesen nicht als aufgezwungenen verhehlen. Der geschäftliche Erfolg der „Freya" in Brasilien war ein über Erwarten günstiger gewesen, das Schiff hatte während der ganzen Aufenthaltszeit unausgesetzt lohnende Aufträge erhalten, die der Capitän zumeist bei der gefahrlosen Küstenschifffahrt der Ausführung durch seinen erprobten Steuermann überlassen gekonnt, um selbst inzwischen die Handelsinteressen des Rheders, mit denen sich seine eigenen verbanden, in Bahia wahrzunehmen.

Von einem Fehlschlag erhofften Gewinns vermochte somit seine Mißstimmung nicht herzurühren. Die Matrosenmannschaft war zum größten Theil, wie alljährlich, eine frisch eingemusterte, der Steuermann befand sich dagegen schon einige Jahre in seiner Stellung, hatte vielfach das Commando für den Capitän geführt und wußte von diesem, daß er jedesmal, wenn er die Bai da todos os Santos verlassen, die Küste verschwunden sei, erwartungsvoll den Blick nach Europa, nach seiner dort verbliebenen Frau und Tochter vorausrichte. Mit dem Ueberkreuzen der Linie stieg dann die freudige Ungeduld in den Augen Lundmarks; er war ein freundlicher und leutseliger Vorgesetzter, wie Wenige gleich ihm, der sich oftmals ohne Hochmuth in eine Unterhaltung mit seinen Matrosen einließ. Doch beim Herannahen der spanischen Küste that er dies stets noch häufiger als sonst und offenbar aus eigenen Bedürfniß, sich in Gespräch über Stunden des langen Tages hinwegzubringen. Gern erzählte er dann von mancherlei Erlebnissen seiner zahlreichen Oceanfahrten, lang und ausführlich, während sein Gesicht ostwärts hinüberschaute.

Aber diesmal zeigte sein Benehmen sich völlig verändert, trotz der ruhig-heiteren Witterung verblieb er fast immer auf der Commandobrücke, oder zog sich wortkarg in seine Cajüte zurück; wenn sein Blick gen Osten ging, lag es nicht mit ungeduldiger Erwartung, sondern wie heimliche Scheu in den schnell abgewendeten Augen. Einer der Matrosen meinte einmal: „Er sieht aus, als hätt' er das Uebergesicht und säh' den Fliegenden unter'm Wasserstand." Denn für die Bemannung bildete selbstverständlich der „fliegende Holländer" einen Lieblingsgegenstand des Gemunkels; doch hier war es jetzt nur Spaß, nichts gab Anlaß, in Wirklichkeit an ihn zu denken. Man lachte dazu und hütete sich, daß der Capitän nichts von der Thorheit höre, da er keine abergläubischen Kundgaben der Seeratten an seinem Bord liebte.

So wußte Niemand einen Grund dafür ausfindig zu machen, der Carl Lundmark seiner sonstigen heiteren Mittheilsamkeit beraubte, und ihm selbst entfiel am wenigsten eine Andeutung darüber. Aber stets, wenn er sich allein in seiner Cajüte befand, zog er ein Blatt hervor, das er am Tage vor seiner Abfahrt von Bahia in der Tasche seines Rockes gefunden, ohne sich erklären zu können, wie es dorthin gerathen sei. Es mußte ihm unvermerkt von Jemandem hingesteckt worden sein, wie es wohl zum Scherz geschieht, und so klang das auf dem Papierstückchen von halb ungelenker Hand niedergeschriebene kleine Gedicht. Ein portugiesisches Liedchen war's, dessen Melodie man von manchem Munde trällern hören konnte, denn es bezog sich auf ein nicht eben seltenes Vorkommniß im brasilianischen Land und Leben, und der leichte Ton der Verse war halb ein warnender und halb ein spöttischer. Sie trugen den Titel: Palomo y palomita" — der Täuber und das Täubchen — und lauteten, schwerfälliger verdeutscht, ungefähr:

„Die Turteltaube hat ihr Nest
Geheim im dunklen Wald,
Wo sie kein Blick erschauen läßt,
Wo keine Stimme schallt;
Es schweift der Täuber weit umher,
Sie läßt ihn ohne Scheu
Und harret seiner Wiederkehr
Im Neste still und treu.

‚Doch wüßte sie, wohin er fliegt,
Sie säße nicht in Ruh' —
Wie er in andrem Nest sich schmiegt —
Du arger Täuber, Du!
Drum rath' ich Dir, versuch's nicht mehr
Und bleib' im Waldeshaus!
Die Möven wissen's über'm Meer
Und rufen's Dir voraus."

Auch Lundmark kannte das Lied, hatte es schon singen gehört, nur war in der Niederschrift auf dem Blättchen die zweite Hälfte der letzten Strophe etwas verändert, für „im eigenen Nest" „im Waldeshaus" — casa da selva — gesetzt, und in den Versen, wie sie zu Bahia wohl nächtlich unter dem Balkon eines stadtbekannten Don Juan erklangen, „wußten und riefen es" nicht „die Möven über dem Meer", sondern verständlicher und den Umständen entsprechender „die geschwätzigen Papageien in den Baumwipfeln". Doch diese Umänderung des Schlusses vor Allem war's, die den Capitän täglich das Blatt hervornehmen und seine Augen starr darauf verweilen ließ. Das Stück Papier mit dem darauf befindlichen Gedicht konnte durch einen Zufall in seine Tasche gelangt sein, aber warum hatte der Schreiber das „eigne Nest" durch eine andere Bezeichnung ersetzt und danach die Vögel so seltsam und widersinnig umgewandelt? Was sollten die Möven auf dem Meer der Turteltaube im Waldeshaus oder wem sonst vorausrufen? Die letzten Verse zeigten sich auch ungelenker im Rhythmus und Reim, fast als ob ihr Urheber der portugiesischen Sprache nicht völlig mächtig gewesen sei. Brütend bohrten sich die Augen Lundmarks in sie hinein, jeden Tag auf's Neue. Sie verfolgten ihn in die Nacht, scheuchten den Schlaf von seinen Lidern.

Dann kam der Tag und brachte ab und zu einen Mövenschrei über das Schiff, daß er jäh zusammenschrak. Er konnte die weißbrüstig vorüberschießenden Vögel nicht sehen, drehte hastig den Blick von ihnen ab. Einer der Matrosen meinte wieder einmal: „Der Capitän hat das Gesicht, als ob er den Wassergeier krächzen hörte." Im Schiffermund war's die Benennung des „Riesensturmvogels", dessen scharfkreischender Schrei als übelste Vorbedeutung galt, da er nur vor dem Ausbruch eines Orkans, Beute witternd, die Masten umkreisen sollte.

Die Abneigung des Capitäns Lundmark, sie zu sehen und zu hören, hätte sich mit dem Vorschritt der Fahrt nach Norden nicht vermindert, sondern gesteigert. Doch noch etwas Anderes, seiner früheren Natur völlig entgegen, war über ihn gekommen. Auf seiner ruhlosen Wanderung blieb er zuweilen plötzlich vor einem Matrosen stehen und blickte ihn durchdringend mit Augen an, aus denen seltsames Flackern eines Argwohns sprach. Auf seinen Lippen schien eine Frage zu kämpfen, aber sie ward nicht laut: als suche er in der Brust des so Angeschauten zu lesen, haftete sein starr-stummer Blick eine Weile, dann schritt er rasch ohne Wort weiter. Nur den Steuermann fragte er einmal, ob derselbe wisse und verstehe, was die Möven sagten. Der Befragte schüttelte verwundert den Kopf: „Das bedeutet nichts, so schreien sie hier allmal, Capitän." Doch auch der Steuermann konnte sich einem Gefühl nicht entziehen, das die Bemannung sich zuraunte, es sei seit der Abfahrt von Bahia nicht vollständig richtig im Kopfe des Capitäns.

Da stand die Sonne schon am Nachmittag als ein rother Feuerball über der Bai von Biscaya, der verrufenen „spanischen See". Es deutete den lang erwarteten Nebel für die Nacht, vielleicht mit Sturm verbunden, denn starker Wind trieb südwestlicher hochgehender Oceanwellen gegen den Canal. Er bauschte die Segel eines kleinen Fahrzeugs, das am Cap Landsend vorüber von der Westküste Englands gekommen schien, tief auf's Wasser nieder; das einzige ringsum sichtbare Schiff war's mit günstiger Luft laufend, so daß es durch Beisetzung aller Segel dem Dampf der Freya gleichzukommen, diese sogar zu überbieten vermochte. Lundmark stand zurückblickend neben dem Steuermann am Ruder, welcher seine Meinung abgab: „Ein Klippschooner von der scharfen Art muß es sein; wenn er uns einholen will, kann er's, aber er wird's bleiben lassen, denn der Spaß könnt' dem Schiffer an den Hals geh'n. Vermuthlich ist's ein englischer Zollkreuzer, ich sah ihn schon vor 'nem Dutzend Knoten Schläge machen, als hielt er Wacht vor'm Canal und lauerte auf einen Schmuggler."

Auch die Gluth des Sonnenballs blaßte hin, die Luft verdickte sich schnell. Der Capitän hatte sich nach seiner Pflicht beim Eintritt unsicheren Lichts auf die Commandobrücke begeben, doch sein vorwärts gerichteter Blick drehte sich oftmals flüchtig zurück. Der Zollkreuzer, oder was es sein mochte, machte unverkennbar die tollkühnsten Anstrengungen zum Ueberholen der Freya, die Entfernung zwischen dieser und ihm verringerte sich. Allmälig indeß legte das zwitternde Luftgespinst sich über ihn und er blieb nicht mehr unterscheidbar. Aber trotzdem verließ Lundmarks Augen das Gefühl nicht, an welcher Stelle der Segler sich befinde und daß derselbe näher komme. Er wußte nicht, weshalb, doch ein ängstlicher Trieb in ihm drängte, das fremde Schiff zurückzulassen, vor ihm zu entkommen. Der Dampfer mußte, der Vorschrift gemäß, vor dem Canal beim einfallenden Nebel seine Geschwindigkeit vermindern, allein Lundmark ertheilte keinen Befehl dazu. Auch nicht, als der Steuermann kam, um ihn auf diese Außerachtlassung aufmerksam zu machen; halb verwirrt antwortete Lundmark, er dürfe die Freya nicht der Gefahr aussetzen, von dem Zollkreuzer eingeholt und angerannt zu werden. Der furchtlose Mahner ging in den Maschinenraum und ließ die Schnelligkeit auf seine eigene Verantwortung um die Hälfte herabsetzen. Seine Pflicht gebot ihm so zu handeln, denn offenbar bestätigte sich die Vermuthung einer Störung der Verstandesklarheit im Kopfe des Capitäns. Seine Erwiderung und der Ausdruck seiner Züge hatten augenscheinliche Anzeichen eines sich bildenden Verfolgungswahnsinns kundgegeben.

(Fortsetzung folgt.)

— Die pietätvollen Söhne. Der alte Weißhold kam zum Sterben. Da versammelte er seine Söhne und sprach zu ihnen: „Seht, meine lieben Kinder, ich hinterlasse Euch einen geachteten Namen, ein blühendes Geschäft und ein bedeutendes Vermögen. Als ich vor fünfunddreißig Jahren nach Berlin kam, um mir eine Existenz zu gründen, besaß ich gerade dreihundert Thaler. Mit dieser Summe habe ich angefangen und mit dieser Summe möchte ich auch aus der Welt scheiden. Ihr sollt mir — dies ist mein letzter Wille — dreihundert Thaler in meinen Sarg legen." Die Söhne gelobten dies mit feierlichem Handschlag. Als aber der alte Weißhold beerdigt werden sollte, nahm der älteste Sohn das Wort und sprach: „Eigentlich ist es doch schade um das schöne Geld; dreihundert Thaler findet man doch nicht auf der Straße!"—„Und im Sarge hat er doch keinen Nutzen davon," ergänzte der Zweite. — „Was wir versprochen haben, müssen wir halten," corrigirte der Dritte. „Legen wir ihm einen Wechsel auf dreihundert Thaler in den Sarg, und zwar einen Wechsel auf Sicht—ist doch so gut wie baar Geld!"

Elektrotechnisches.

Wird die Elektricität der Menschheit ein Mittel zur Bekämpfung ihrer größten Feinde, der kleinsten Lebewesen, abgeben? Das ist die Frage, die sich immer mehr in den Vordergrund drängt. Oder mit anderen Worten: Kann man mittelst der Elektricität die Mikroorganismen tödten, ohne den Wirth, d. h. den Körper, welcher die krankheitserregenden Mikroorganismen beherbergt, zu schädigen? Die Wissenschaft ist mit der Beantwortung der Frage noch weit zurück, ja, sie hat erst in neuerer Zeit angefangen, sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen, so daß sie vorläufig nur die Antwort geben kann: Ich weiß es nicht. Die Forschungen werden jedoch rüstig gefördert, und schon tritt Dr. G. Foth mit den Resultaten einer Reihe von Versuchen hervor. Leider sind diese Resultate nur negativer Natur. Herr Foth versuchte durch den elektrischen Strom die Tödtung der Hefenpilze behufs Conservirung gegohrener Getränke herbeizuführen. Es ist ihm dies nicht gelungen. Er ist zu dem Schluß gekommen, daß elektrische Wechselströme, welche die Flüssigkeit nicht zersetzen, auch die Hefenpilze nicht tödten können. Seine ersten Versuche hatten keine entscheidenden Ergebnisse, da es zweifelhaft bleiben mußte, ob die beobachtete Wirkung der Elektricität auf direct physiologische Vorgänge zurückzuführen sei, oder ob nicht trotz der Anwendung der Wechselströme doch elektrische Vorgänge entstehen, welche die Lebensthätigkeit der Hefe beeinträchtigen.

Die weiteren Versuche ließen dann die letztere Vermuthung zur Gewißheit werden. Der Strom hatte nur eine Wirkung auf die Pilze, wenn die Flüssigkeit selbst verändert wurde. Die Elektricität ist daher kein geeignetes Mittel für die Conservirung von Bier, weil sie die Hefe nicht tödten kann, ohne daß das Getränk in seiner chemischen Zusammensetzung wesentliche Veränderungen erleidet. Aehnliche Ergebnisse machte Dr. Floh bei den Conservirungsversuchen von Wein. Herr Floh faßt, nach dem „Elektrotechnischen Anzeiger", die Resultate seiner Untersuchungen in Folgendem zusammen:

1) Elektrische Wechselströme, welche, durch eine Flüssigkeit geleitet, diese nicht zersetzen, vermögen darin suspendirte Hefe nicht zu tödten. Der elektrische Strom übt daher als solcher auf Hefe einen schädigenden Einfluß nicht aus.

2) Ein solcher wird nicht ausgeübt, wenn die Flüssigkeit, in welcher die Hefe suspendirt ist, durch den elektrischen Strom zersetzt wird.

3) Das im letzteren Falle auftretende Ozon ist, wenn nicht die alleinige, so doch eine der hauptsächlichsten Ursachen, durch welche eine Tödtung der Hefe bewirkt wird.

4) Es kann daher der elektrische Strom nicht dazu dienen, die Hefe in gegohrenen Flüssigkeiten zu tödten, sofern deren chemische Beschaffenheit dieselbe bleiben soll. Die Elektricität kann also zur Conservirung von gegohrenen Getränken wie Bier nicht dienen, falls nicht

5) nur ein Erwärmen mittelst elektrischer Wechselströme auf höhere Temperatur, also ein Pasteurisiren, beabsichtigt ist. Durch diese negativen Ergebnisse ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß die Tödtung kleinerer Organismen, als der verhältnißmäßig großen Hefenpilze, gegebenen Falls unter anderen Bedingungen, erzielt werden kann. Jedenfalls sind die Untersuchungen über diesen Gegenstand noch lange nicht als abgeschlossen zu betrachten.

Vom Todesritt bei Vionville.

Anläßlich des Todes des Reitergenerals v. Bredow wird die Wiedergabe einer Episode aus der Schlacht von Vionville von Interesse sein. Wie nämlich die Regimentsgeschichte des 3. brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 20 beweist, rettete der ehemalige Füsilier Gutschmidt der elften Compagnie, jetzt Büdner in Rädel bei Lehnin, dem damaligen Generalmajor v. Bredow in der Schlacht bei Vionville im 16. August 1870 das Leben. Als Anerkennung für diese Heldenthat bekam Gutschmidt das eiserne Kreuz und der General v. Bredow ließ ihm durch Hauptmann Freiherrn von Hadeln seinen persönlichen Dank aussprechen. Der Thatbestand ist nach Aussage des Büdners Gutschmidt, eines einfachen, schlichten Mannes, folgender:

Die Kavallerie-Brigade des Generalmajors v. Brendow hatte am Nachmittage des 16. August eine französische Batterie nördlich der Chaussee Vionville-Rezonville attakirt, wurde aber durch feindliche Infanterie zur Umkehr gezwungen und darauf von feindlichen Kürassiern in der Flanke gefaßt. Die ganze Reitermasse wälzte sich der Aufstellung des Füsilier-Bataillons des 3. Infanterieregiments No. 20 zu; einer der letzten war der General v. Bredow. Hinter ihm im vollsten Karrière ein französischer Kürassierofficier, ein Hüne von Gestalt. Von den Füsilieren, worunter auch Gutschmidt, waren einige abgetreten, um Wasser zu holen. Diesen kamen beide Officiere ganz nahe. Hauptmann Freiherr v. Hadeln rief den Füsilieren deshalb zu, sie möchten auf den französischen Officier schießen. Da die Füsiliere nicht darauf vorbereitet, ein Fehlschuß auch leicht das Bataillon hätte erreichen können, so stellte sich Füsilier Gutschmidt dem Feinde, der ihm ganz nahe war, mit gefälltem Bajonnette gegenüber. Aber eine geschickte Seitenwendung des französischen Officiers vereitelte diesen Angriff und derselbe erreichte den General v. Bredow. Die Klingen rasselten nun aneinander. Da aber der General v. Bredow den französischen Officier zur rechten Hand hatte, so war der General im Vortheil. Durch verzweifelte Anstrengung und eine geschickte Wendung gelangte der französische Officier auf die andere Seite des Generals, mit mächtigem Schwunge holte er zum tödtlichen Streiche gegen den Reitergeneral aus, der keine Zeit mehr hatte, sein Pferd zu wenden. Aber der Füsilier Gutschmidt, die Gefahr des Generals erfassend, legte schnell an, und ein wohlgezielter Schuß streckte den feindlichen Officier zu Boden.